

Axel Schünemann Somnialer Nachlasskonkurs eines ehemaligen Gesellen der Pathognostik

Fünf Träume 2015, 2014, 1996

Obschon er sich einbildet, dass die Veröffentlichung seiner einschlägigen Träume und deren Bezüge auf empirische Personen in Diensten einer Aufklärung des Aggressions-arkanums der philosophischen Schule, der er entstammt, stehe und dieses Arkanum allemal aufklärungsbedürftig sei, behauptet der auf die philosophische Walze vertriebene Autor keineswegs, dass die marginale Einbeziehung seiner Träume in die kritische Auseinandersetzung mit dieser seiner philosophischen Herkunft aggressionsfrei wäre. Deshalb wird, um wenigstens der Verwechslung von geträumten und wirklichen Personen vorzubeugen, in den Rapporten und ihren Auslegungen auf Klarnamen verzichtet, wohl wissend, dass die Problematik der nachfolgend ‚Schulideologie‘ getauften Lehre in ihrer Gründer-Variante gerade darin besteht, mit solchen Unterscheidungen von philosophischer Identität und empirischer Differenz von Traum/Symptom und Wirklichkeit gnosispontiert durchweg willkürlich umzugehen, pseudogedeckt durch eine Selbsterfahrungsreklamation, deren Problematik an anderem Ort aufzuklären wäre. Indem ich, in Absetzung davon und durch die hiermit reklamierte Differenz, die publike Fehde des Schulgründers gegen das personifizierte Memorial seiner Lehrtätigkeit auf das eigene Terrain meines Traumunbewussten ziehe und keine objektive Geltung für die unbewussten Aussagen der Träume beanspruche, vielmehr latente Traumgedanken und manifeste Inhalte dem Verdacht ihrer bloß projektiven Identifikation aussetze, weise ich hingegen alle Behauptungen meines angeblichen Despekts von Selbsterfahrung zurück, ohne mir ihre professionelle Form anzumaßen. Wozu auch sollte das nötig sein, da der Zugriff auf das Original jeglicher Selbsterfahrung, auf einschlägige Träume, vergönnt ist? In diesem Sinn versammelt der *Somniale Nachlasskonkurs* einen älteren und vier neue Träume, die nach dem persönlichen Zerwürfnis meine Versuche, die fachliche Seite der Differenzen aufzuarbeiten, nächstens begleiteten:

Der Nachlasskonkurs beginnt mit seinem vorläufigen Ende, der Auskehrung, 26. Dezember 2015 (ab Seite 3). Ironisch-dialektisch ehrt dieses Satyrspiel die Person, indem es eine Straße um ein Sportstadion nach ihr benennt. Welche merkwürdige Großzügig-

keit nicht die Versöhnung erträumt, sondern den baldigen Abschluss der Aufarbeitung meiner „Vereins-Lebensgeschichte“ anzeigt und mithin als die Taufe der Straße und des Sportstadions andeutet, dass nun die Zeit der Veröffentlichung der dabei entstandenen Schriften gekommen sei.

Die beiden, ihrer gemeinsamen Assoziationsreferenzen wegen zusammengezogenen Jahresabschluss-Träume 2014 (ab Seite 5) wären als Schriftträume auch ohne jeden Konflikt-Bezug von Interesse. Im ersten lese ich ein (fehladressiertes?) Rundschreiben, das mich anscheinend ärgern soll. In Wahrheit macht sich jedoch mein Traum über die bezeichnende Inszenierung der Institutionalisierung „ohne Rechtsform“ lustig. Der zweite Traum verlegt die geträumte Nacharbeitung in die neutrale Schweiz, wo ich als Karl May im Ohrensessel lese und/oder eine Reiseerzählung vom Nordpol abfassen will.

Der Traum, Juni 2014, (ab Seite 11) reagiert als Probe aufs Exempel meines Affektabtrags auf den Bruch im Monat zuvor, doch provoziert der an sich urkomische Witz geheuchelter Unschuld die gegensätzliche Empörung des Träumers.

Omen triste (1996): Kann es eine gute Zukunft geben? – Ein prophetisches Parergon (ab Seite 13). Es handelt sich bei diesem weiten Rückblick um den für mein Thamyris-Projekt ausgebeuteten Traum vom Hinterhof-Gott, der schwanger ist mit einem zur Bewegung unfähigem Kind, was ich in einer früheren Deutung¹ rein funktional verstand. Diesmal stehen Einblicke des Traumunbewussten in das Reproduktionsunbewusste der ‚Schule‘ im Vordergrund.

Die in der Zeit rücklaufende, für das Verständnis freilich belanglose Anordnung der vier Kapitel versteht sich als Reverenz an den Rückgang und die memoriale Vorgabe der Nachträglichkeit des Seins und damit des Sinns des Traums. Woran sich die Empfehlungen eines traumtheoretisch weiterführenden Textes von Christoph Weismüller, sowie der Kenntnisnahme der für das Verständnis basalen, von Herbert Silberer entdeckten *autosymbolischen Phänomene* anschließt:

Christoph Weismüller, Vom Sinn und Sein des Traums, in: Psychoanalyse und Philosophie 2005, Jahrbuch 5, Düsseldorf: Peras Verlag 2005, S. 72 – 79, sowie (veränderte Fassung) unter: www.pschoanalyseundphilosophie.de/texte.html

Herbert Silberer, Bericht über eine Methode, gewisse symbolische Halluzinations-Erscheinungen hervorzurufen und zu beobachten, in: Eugen Bleuler, Sigmund Freud (Hg.), Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen. I. Band, II. Hälfte, Leipzig, Berlin 1909, S. 513 – 525

März 2016

¹ Kann es eine gute Zukunft geben? Ein Komponisten-Traum, in: Psychoanalyse und Philosophie 5, Jahrbuch 2005, Düsseldorf: Peras Verlag 2005, S. 91 – 99.

Auskehrung, 26. Dezember 2015

Traum einer Taxifahrt von Eller über Gerresheim nach Hause, die ich als Fahrgast mit Blick auf ein Navi absolviere. Teils aber scheine ich auch mit dem Bildschirm vor Augen am haltenden Taxi zu stehen. Der Taxifahrer erzählt, wie abstrus es sei, dass man bei der Straße, die wir durchfahren oder umfahren, häufig mit den Hausnummern durcheinander komme. Die nach H. benannte Straße führe nämlich im Viereck um das auf dem Gelände der ehemaligen Glashütte neu gebaute Sportstadion herum und münde in sich, so dass niemand wisse, wo nun eigentlich Anfang und Ende der Straße sei. Üblich sei doch bei solchen Straßen, dass das letzte Viertel einen anderen Straßennamen trage. Ich will noch mit einem Witz antworten, man hätte ja in der Tat das letzte Viertel der Straße auch nach H.s Frau benennen können, doch lenkt mich dieser Gedanke ab zur spöttischen Erwägung, dass eher das Sportstadion als Stätte der Körperertüchtigung den Namen der Frau (funktional: Mutterfrau) tragen sollte, mit welchem Gedanken ich erwache.

Nomen est omen, aber die lautmalerische Assoziation, Gerresheim gleich Greisenheim, finde ich selbst schon reichlich unanständig, obschon das Kriterium der Unanständigkeit dieser Assoziation doch nur in der unterstellten Tabuierung des Alterns der Personen zu suchen wäre. Jedenfalls handelt es sich nicht um eine Assoziation meines Traumunbewussten und so bin ich wenigstens in dieser Hinsicht ganz und gar unschuldig. Tatsächlich ist Gerresheim Transitort für meine Fahrten zu den Vorstandssitzungen von *Psychoanalyse und Philosophie e. V.*, wobei als ein Monatsrest der geträumten eine wirkliche Taxifahrt drei Wochen zuvor zu erwägen bliebe, bei der mein Handy ohne mein Zutun (Selbstreklamation der im Bruch ausgelassenen Medientechnik) die fahrlässig nicht aus dem Adressbuch gelöschte Telefonnummer anrief, ohne dass ich irgendwas davon mitbekam. Das kommt davon, wenn man als „senioraler Vorstandler“ mit der Tastatursperre auf Kriegsfuß steht.

Vom realen Nichtmitbekommenhaben zur Blick-Krisis der geträumten Taxifahrt. Der Blick aus dem Fenster, insbesondere der nach vorn, würde das drohende Erwachen als Kollision mit dem Gesehenen vorstellig machen. Deshalb der Blick auf das Navi als Obenaufblick auf die Fahrt. Sicher ist sicher, doch droht so abermals die Erwachensfokussierung des Blicks. Zu deren Verhinderung changiert die undeutliche Wahrnehmung (Traummangel) zwischen Stehen am haltenden Taxi und Fahrt in diesem. Wiederum gegen das Abschweifen als das Sichverlieren des Traums fixiert das Stadion auf dem Display den Blick. Weiterer Monatsrest der Umbenennung dieses erhabenen (und inexistenten) Stadions: die (unwillige) Lektüre eines Textes, der auf den vergessenen Namen der Mutter sich bezieht. Schließlich mögen noch die Pariser Attentate vom 13.

November, speziell auf das Stade du France, nachgeklungen haben. Das Stadion ist ein Sicherheitssymbol, das Ding, das den explodierenden Terroristenkörper (Zerreißen des Traums), mithin das, was man im Gegensatz und in Bezug zum Traum die träumend entzogene wirkliche Welt heißen könnte, auszusperren vermag. Auch imponierte das wie in 3-D-Optik geträumte Bild des Stadions auf dem Navi-Display wie ein Einschlagskrater (Weckung aus dem als Erdboden symbolisierten Tiefschlaf), der als histrionisches Dementi der terroristischen Explosion nachträglich umbaut wurde (Abfangung der Weckung durch Traum). Hinzuzudenken ist die in den Planspielen vom Staatsstreich oder von der Revolution vorgesehene Funktion der Sportstadien als Massengefängnisse für alle potenziell widerständigen Personen. Unvermeidlich auch die historische Gladiatoren-Assoziation. Ein nicht ganz zynismusfreier Streich also, halb geträumt, halb erwachend, die von der H.-Straße umgrenzte explosionsgenerierte Stätte der Traktierung der Körper, das künftige patriarchale Körpergefängnis für alle Abtrünnigen mit dem Namen der vergessenen Frau für angemessen getauft zu halten.

Da träumt sich also Traum als Transit, Gerresheim, zwischen des Schläfers trabantischem Wohnort (Schlafen) und hauptsächlichem Repräsentations- und Kulturort (Wachen). Der Transit bedroht aber sich als sein Ende, indem er Transit zu einem Ziel ist. Dieses also ist zu differieren und so dreht der Traum Start und Ziel um. Ziel ist nunmehr die Rückkehr nach Hause: zum Schlaf. Aber auch so bleibt der Transit von seinem Ende, vom Erreichen des Starts als Ziel, bedroht. So stockt die Fahrt, Indifferenz von Fahren versus am Taxi stehen, und gibt sich die äußere Darstellung als Straße, die in sich, Start und Ziel indifferenzierend, mündet, ersetzt das Ende der Ankunft durch sich, den Transit, und lenkt die Aufmerksamkeit durch das Hausnummernwirrwarr, durchaus ein (selbstredend *auch* projektiv korrumpiertes) schriftgnostisches Element, von dieser Zirkularisierung ab. Mit dieser nämlich hätte der Traum im Bild seiner Selbstreferenz sich erreicht und also zu enden. Deshalb auch die letzte Aufbietung der Straßen-Differenz-Einführung durch das Memorial der Ehefrau, die ihren kleineren Weg doch auch verdient hätte, geträumt jedenfalls, als den Ausweg aus der geträumten Selbstreferenz, freilich als die Gestorbenseinsgewissheit, die sich an die Benennung von Straßen und Gebäuden zu heften pflegt. Mit welcher obskuren Ehrung der Traum in Beantwortung des Juni-Traums 2014 den Auftrag zu seiner schriftlichen Selbstbeehrung als die Publikation des *Nachlasskonkurses* erteilt.

Jahresabschluss-Träume 2014

Traum vom 25. November 2014

Sah im verschlossenen Briefkasten ein Schreiben von H., erkannt an der Schreibmaschinenschrift, wollte ihn herausfingern, kam aber nicht an diesen Brief, musste also den Briefkasten aufschließen und konnte dann aus einem ganzen Stapel Briefe ein anscheinend fehladressiertes Rundschreiben (ohne Kuvert) an H.s Assoziation entnehmen und überfliegen. Offensichtlich war auch die Assoziation geteilt worden, denn H. schrieb, es gäbe Forderungen, seine beiden Organisationen, die unakademisch-private und dazu noch eine zwischenzeitlich neu gegründete universitäre, wieder zusammenzulegen. Auf der Rückseite des Briefs erhob H. zur Bedingung der Mitgliedschaft in der vereinigten Gesellschaft, dass man seine Bücher nicht lesen dürfe. Man solle stattdessen das Ohr auf sie legen. Was ich als Bild vor meinen Augen hatte. Und da ja Axel Schünemann sowohl sein fleißigster Leser als auch sein schlechtester Schüler sei, las ich weiter, bewaise dieses, wie verderblich solche Lektüre wäre; auch wäre Schünemann nur ein mittelmäßiger Komponist. – Erwachen, gefolgt von Lachen, schnell unterbrochen von vergeblicher Mühe, den im Traum wirklich gelesenen und für genial (gleich polemisch ausschlichtbar) erachteten Namen der akademischen Organisation zu erinnern. (Erinnerungsoffer, das anstelle der Schrift und um der neugierbefördernden Prämie des geträumten Weiterlesens willen erbracht wurde?)

Traum vom 29. Dezember 2014

Unklarer Beginn; abermals las ich, diesmal aber keinen Brief, sondern in einem Karl-May-Buch, wobei sehr schnell das Bild der Schrift im Buch in das kaum erinnerbare Bild der beschriebenen Szene wechselte. Karl May, halb war ich es selbst, halb nicht, hatte jedoch keinen Abenteuer-Roman geschrieben, sondern über seinen Ruhestand. Und nun erwartete er, im Tribtschen (neutrale Schweiz, zwischenzeitliches Refugium Richard Wagners, was mir im Traum halb bewusst war) residierend und im Ohrensessel lesend, den Besuch von Eskimos, die ihm wegen seiner Reisebeschreibung des Nordpols huldigen wollten oder aber bei der Abfassung eines solchen Buchs helfen sollten. – Durch ein unklares Geräusch geweckt.

Rahmenerwägung zum Topos des Lesens im Traum:

Das Lesen von Schrift gehört sicher nicht zum Standard-Repertoire des Träumens. Verwunderlich zum einen die Bildlichkeit gelesener Schrift, die man sich nur in sehr großen Schriftgraden vorstellen mag, nicht in kleiner, den Blick fokussierender Größe.

Was selbst mir den ersten Traum unglaublich machen würde, wenn ich das nicht so geträumt hätte. Traumwährend allein das Moment des schnellen Überfliegens der gewöhnlichen Schreibmaschinenschrift (woran sich das Vergessen des Namens der zweiten Organisation knüpft), was die weitere Verwunderlichkeit betrifft, dass ein Traum mit den Dingen Buch und Brief sich die Last der Erinnerungsfähigkeit als seine Einheitspotenz im Übermaß aufbürdet, was dann deutlich wird, wenn im Traum eine Stelle noch einmal gelesen werden soll. Denn die große Leistung von Schrift, das Erinnerungsvermögen von der Not zu entlasten, sich alles selber merken zu müssen, bleibt hier, wo Schrift, immateriell und als geträumte, unmittelbar der Kurzzeitlichkeit des Traumgedächtnisses verfallen ist, ja aus. An und für sich ist Traum nicht sein Protokoll, in welcher Form er ansonsten nur ist. Doch genau das fehlt im Traum dem Traum: die Anwesenheit objektiver, verdinglichter Abwehr der Repräsentationen des Vergehens, eben als das materielle Text-Ding, Buch oder Brief. Diese Lücke kann Traum nur mit sich selbst, durch Geträumtes, auffüllen und also führt die Synthese von Traum und Schrift als Lektüre oder als Bewegung ihres Trägermediums, Papier oder Bildschirm, Umblättern oder Scrollen, derart immer sogleich zum endgültigen Verschwinden von Schrift. Was also ist die Not des Traums, ein solches Sujet zu wählen? Die Fixierung, das Traumbild schwarz auf weiß zu haben, legt nahe, als somatische Not eine zu schnelle Erwachensbewegung aus dem Tiefschlaf oder ähnliche Vorgegebenheiten zu unterstellen, ein Vorpreschen in die Erwachensbewegung, ohne dass die Kräfte der amemorialen Beharrung der vermittlungslosen Ich-Welt-Indifferenz des Schlafs schon verbraucht wären. Entsprechend setzen die also intervenierenden überrumpelten Träume auf die Selbstdarstellung der Abwehr dieser Instabilität: Der erste Traum erträumt sich in einem verschlossenen Briefkasten, der zweite in einem Buch, das noch nicht einmal geschrieben ist. So geben die beiden Träume einerseits zu sagen, dass sie vorerst zu keinem richtigen Traumbild gefunden haben, dass sie erst noch in Gang zu bringen sind, und andererseits als Auftrag, dass am Öffnen der Traumblase, am Sinn und am Sein des Traums, zu arbeiten ist. Zugleich springen beide Träume als Schrift über sich, das heißt über ihr Ende, hinweg, indem sie das traumsimulative Kulturartefakt selber träumen: quasi den Rapport ihrer selbst vor Augen bringen, was das kabarettistisch-agnostische Realismus-Element solcher Träume ausmacht.

Zum November-Traum (oder *Wie man der ‚Ursprüngliche‘ wird*):

„Was ist das und was kann man damit machen?“ Die am je schon vorhandenen Ding aufkommende „Dings-vom-Dach“-Frage des Zwecks stellt der Traum sich (respektive gerade nicht) als ein solches Rätsel: Da ist etwas verschlossen. Man kann durch einen Schlitz linsen und etwas, aber längst nicht alles sehen. Das Gesehene hat – in der Regel jedenfalls – mit einem zu tun. Wird behauptet, es handele sich um einen Briefkasten, so ist das memorial ja nicht geschummelt, wie auch die ganze ‚objektive‘ Wahr-

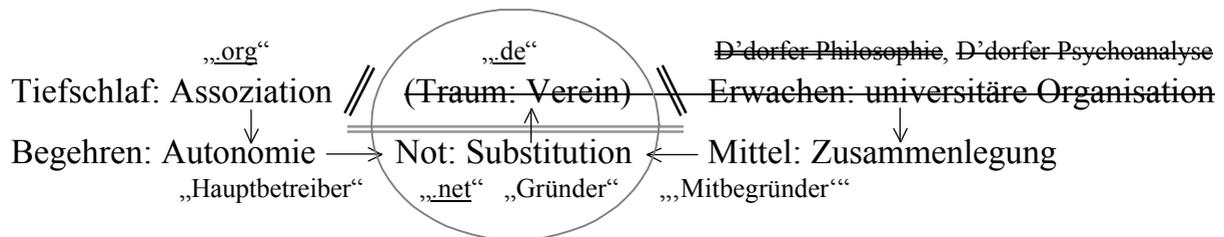
heit, dass es sich um ein geträumtes Dings handelt und geträumte Dingse immer auch das Träumen selbst zu symbolisieren pflegen, der ‚subjektiven‘ Darlegung bedürftig wäre, wie beide Dingse, Traum und Symbol, zusammengehören, also inwiefern denn das geträumte Dings das Träumen symbolisiere. Denn Traum träumt sich weder unvermittelt noch offen, sondern indem er Sinn und Bedeutung, an deren Enthüllung arbeitend, in sich hüllt und auch nur dauern kann, solange die Enthüllung des Sinns ausbleibt, die jedoch dann, wenn die traumnotwendige Enthüllung, hier als die Neugier des Träumers, auf den Widerstand des Geträumten stößt, unvermeidlicherweise zugelassen werden muss, minimal verschiebend in Form weiterer Verstellung.

Gesehen wird – selbstkonstitutiv – mein Name. Dieses Gesehene legitimiert den Zugriff, das versuchte Herausfingern, das jedoch eine Unlegitimiertheit behauptet. (Sonst hätte ich den Briefkasten ja einfach aufgeschlossen.) Die Legitimiertheit hängt an meinem Namen, der auf dem noch vorhandenen Kuvert zu lesen ist und der mir meine Identität gibt im negativen Sinn, dass das, was im Brief zu lesen sein wird, zwar an mich adressiert, aber ebenso mir und vorerst auch dem Traum entzogen ist und derart alles das entzugsaufhebend berichten wird, was ich selbst nicht bin. Deshalb auch die Schreibmaschinenschrift, die verrät, dass dieses nicht die Schrift des Träumers sein kann und wer stattdessen der Absender ist: H. Die vorgegebene Alterität des Absenders garantiert dem Traumunbewussten die Funktionalität der Verstellung des funktionalen Traumsinns zu gnostischen Gunsten der philosophischen Tagesreste: Es kann sich bei diesem Brief nur um Absurditäten handeln. Solche nimmt man zur traumverlängernden Belustigung (in Wahrheit in höchster Schlaferhaltungs- und Traum-etablierungsnot) gerne zur Kenntnis.

Der Zugriff ist jedoch traumwidrig und also heikel, insofern die geträumte eigene Hand als das wirkliche somatische Gefühl den wachen Leib in den Traum einführt. Doch mag das schreibmaschinenkorrespondente Fingern eine übergängig funktionierende Etablierung einer stabilen Abfangung der unterstellten Schlafvertiefung und der Überschüssigkeit der Weckungsbewegung im Sinn gehabt haben: Wie als letztes Notmittel gegen das Erwachen hält der Träumer sich regelrecht am Traumbild fest. Es müsste nun diese Blase, der ganze Traum, zerplatzen. Stattdessen etabliert sich der Traum als Hüllenkompromiss. Der Briefkasten wird aufgeschlossen, der Brief steckt gar nicht in einem Kuvert, so dass das manuelle Öffnen entfallen und mithin die Hand sich mit dem Hüllenersatz des Briefstapels in der linken Hand ungefühl verschwinden lassen kann und das Geschriebene seine Phantasmatik eines festen, stabilen, unantastbaren Traumbilds (Dokumentcharakter der Schreibmaschinenschrift) erfüllen darf.

Die Lektüre beginnt mit ihrem noch unexpliziten Verbot, da ich gar nicht Adressat bin, mich das Schreiben zunächst nichts angeht. Die Reparatur dieser Untaten, der Adressierung an mich (die erst auf der Rückseite, abermals also ‚negativ‘ im Sinn der Umwendung, sich auf mich bezieht/beziehen will) und meiner Lektüre, ist der eigentliche Sinn des geträumten Briefs. Da ist die Rede von einer Zusammenführung zweier Ge-

sellschaften. Eine weitere Spaltung also wird verraten, nicht als Prophezeiung eines nächsten Krachs, der mich nichts angeht, sondern als Widerstreit von Schlafen und Wachen. Die eine Gesellschaft ist die unakademische, die des Schlafvorhangs, eine privative Gesellschaft, „ohne Rechtsform“. Die andere ist eine universitäre Gesellschaft, eine bislang entzogene und anschließend wieder vergessene. Institutions- und entzugsgemäß ist diese Gesellschaft die der im Schlaf verborgenen Wachwelt (Schriftproblem des Entzugs der, umgewendet, jeweiligen Rückseite).



Beide Sphären also sollen – eher ein Ansinnen der privaten Gesellschaft, also des Schlafs – zusammengelegt werden. Es geht in Wahrheit nur um die Erledigung der universitären Gesellschaft (Variation des 1996er-Traums), des Erwachens, als Totalisierung des Traums, der somit mir seine Bewahrung auferlegt als Wenden des Blatts. Und da, auf der Rückseite, repräsentiert der Traum, was er von sich weiß: dass seine Zusammenführung von Schlafen und Wachen, die Einheit, nur im Schlafen geht und das memoriale Dabeisein des Träumers, Lektüre der Selbstlektüre des Traums, dem hinderlich ist, so dass es die Einheit nur gibt, wenn sie zu mir, zum Träumer gleich zum in den Traum hineinragenden Ende des Traums, seiner Selbstlektüre, in Differenz tritt, gegen das Erwachen durchgesetzt wird. Treffend also die Bedingung der Teilnahme an der neuen Einheit: Sie geschehe ohne Lektüre des Traums, die aber als diese Bedingung die Bedingung bereits unterläuft. Das Gebot des Traums seiner Sicherung als seiner Einheit als seiner Selbstdarstellung als deren Verkennung zieht – um abzulenken von dieser widersinnigen Lektüre des Verbots jeglicher Lektüre – aus dem Hut des Gedächtnisses des Träumers die Szene des Missionars, der dem Indianerhäuptling die Bibel gibt und sagt, darin stehe das Wort Gottes. („Mime, in großer Verlegenheit: ‚Glauben sollst du, was ich dir sage: Ich bin dir Vater und Mutter zugleich.‘¹) Und der Indianer gehorcht: legt das Ohr auf das Buch und hört nichts und, sensualpolitisches (Miss)Verständnis, wirft es in den Staub. Tatsächlich (mitnichten) handelt es sich bei dem geträumten Brief um Gottes Wort, da er von Dingen handelt, die ich nicht weiß, von Einheitsbildung. Und allemal ist der Brief als ein Brief der Abwehr des Erwachens ein Brief des Tiefschlafs, des seienden Nichts, ein Brief des Schlafkörpers als eines ‚unbewegten Bewegers‘ der Bilder; aber man kann das Wort nicht hören: Es ist nur ein Bild. Und so lautet dann das Verdikt des Traums über seinen Leser, der liest, weil er nicht(s) hört, dass der ein mittelmäßiger Komponist sein müsse.

¹ Richard Wagner, Siegfried, 1. Aufzug.

In der Woche des Traums wurde der Autor auf das auffallend häufige Element in den Schriften des Lehrers hingewiesen: auf die Klage vergeblicher Adressierung. Die Adressierung erpresst konventionsgemäß vom Adressaten die Antwort, verlangt von diesem als buchstäbliche(s) Ant-Wort die Annahme des hingeworfenen Fehdehandschuhs oder die Kapitulation (ermäßigt natürlich nur: die Kritik oder die Lobhudelei). In beiden Fällen wird der Antwortende schlussendlich als minderwertig vorgeführt. Verweigert der Adressat aber jede Antwort, riskiert er, seinen Namen am Pranger publik lesen zu können unter dem Schild seiner Nichtung: „Wieder ein Brief ins Nichts.“ Zugleich lädt die Adressierung den Adressaten zum Komplott gegen Dritte ein. Doch bei aller Legitimität des hier überzeichneten intellektuellen Austauschs auch über Dritte(s) verrät solche Adressierung mit ihrer Nachfrage nach externer Anerkennung die immanente Unsicherheit der offiziell selbstsichersten Theorie, die die Bewahrheitung der von ihr entdeckten „ontologischen Rätselgebilde“ nicht im reflektierten Diskurs sucht, sondern durch das Symptom selbst gegeben sieht, was im Selbstanwendungsfall aber zur wiederum einsichtig beklagten und gleichwohl absurden Noxe führt. Deshalb die Not der intern absurden externen Beglaubigung. Sie wird im Dezember-Traum dezidiert thematisch: als Inanspruchnahme der Eskimos, auf die als auf das Erwachen gewartet wird.

Zum Dezember-Traum:

Anscheinend ohne nämliche Personenreferenz, gleichwohl eine sekundäre Bearbeitung auch vorgreifender Tages-, Wochen- und Monatsreste, dreht der Traum den Spieß um, indem ich selbst, nur zur Hälfte aber, der Anerkennungsbedürftige bin: Karl May. Mithin erweitert diese Transformation den Auftrag zur Abarbeitung der Differenzen unzufällig um die Einbeziehung von Kunst in Form einer programmatischen Nebenarbeit. Schrift, wie ich sie hier träumte, quasi als Teil eines Bilderbuchs, Übergängig in das Bild des Beschriebenen, träumte ich freilich schon öfter. Sie firmiert als verstellte Selbstbeschreibung des Traums: als das paradoxe Schreiben des Schriftstellers über seinen Ruhestand.

Die Verlegung des Orts, von der sächsischen in die geträumte wirkliche Schweiz, hat vor allem mit ihrer assoziierten Neutralitätshistorie zu tun. Diese wiederum verweist auf die Konflikte. Autosymbolisch-funktional handelt es sich abermals um den Konflikt von Wachen, dafür steht Karl May, und Tiefschlafen, dafür steht der Komponist Wagner (latenter Tagesrest außerdem: ich hatte kurz zuvor meine „Mutmaßungen über Mime – Mimes Identität, Die Wissenswette“ geschrieben). Aber es kann nur einen wirklich großen Sachsen geben, nicht zwei an einem Ort. Traumgemäß kann der nicht der Musiker sein, der stattdessen zum Ohrensessel mutiert. An die Stelle der ‚Tiefschlafmusik‘ rückt die Reisebeschreibung des Traumschlafs, die entsprechend das Ex-

trem der vom Sonnenlauf ausgesparten Himmelsrichtung, die eisige Polarwelt als das Einfrieren der Erwachensbewegung (Warten auf Eskimos), metaphorisch bemüht.

Was aber will der bisher vorletzte Traum mit dieser Referenz auf Person und Sache mir sagen, wenn er denn etwas hätte sagen wollen? Bin ich halb Karl May, halb nicht, so liegt nahe, die andere Hälfte nicht mir aufzubürden. Sodann gälte es, den Abenteuer-Roman als Hinweis zu nehmen. Einen Abenteuer- gar einen Reise-Roman zu schreiben, heißt, vordergründig über anderes zu schreiben, wie Wissenschaft auf Abstand zum Objekt zu gehen, auf Fiktionalität, Subjektivität als (scheinbare) Differenz zwischen Literatur und Wissenschaft zu setzen. Über den Ruhestand in der neutralen Schweiz zu schreiben, heißt, das eigene Symptom dieser Paradoxie über sich schreiben zu lassen und zwar in der Maskerade des zur angemäßen Neutralität geflohenen gleich verfolgten Revolutionärs (Wagner-Referenz). Schulideologisch war die Synthesis beider Ansätze intendiert, über die Abenteuer der Symptome so zu schreiben, als hätte man sie selbst erlebt, aber mit Abstand. Wie bei Karl May musste es einmal zum Absturz von diesem schmalen Grat kommen, zum Malheur, auf die *wenn-dann*-logisch erstellten Wunschdiagnosen als deren interessenskorrumpierte Ausbeutung von Gnosis selber hereinzufallen (Händezittern: inexistent, Blutscheu: der falschen Person attribuiert). Und für die Bedienung solcher Reflexionsabstinenz hatte der Geselle nicht unterschrieben. Der Traum jedenfalls präsentiert die sich darstellende Geltungsaporie der Schulideologie – wie die Anerkennung ihrer Theoreme und Diagnosen und damit ihrer selbst und ihres Begründers im Konflikt (und abgelöst davon) durchgesetzt werden könne, ohne zugleich die Krux ihres Diagnostizierens, die subjektiv als ‚neutral‘ angemäße Behauptung objektiver Geltung, zu exhibitionieren und damit ihre Deutungshoheit in Form der externen Aneignung und Rückspiegelung durch (den) Kontrahenten einzubüßen –, indem die polare Alterität als externes Gericht aufgeboten wird: als Besuch aus dem hohen Norden, wobei im Sinn des lyotardschen Widerstreits unentscheidbar ist, ob es sich um relativierende, Geltung einschränkende Hilfestellung oder um Huldigung handelt. Zu früh (weil bereits zu spät) endet der Traum und so bleibt offen, ob der Anspruch auf Anerkennung der eigenen Eminenz durch andere, der zirkulär mit der eigenen Eminenz beansprucht wird, die wahrhaft neutrale polare Bestätigung oder die Aufklärung der fehlerhaften Details dieser Selbstbeschreibung der verweihnachteten präfinalen Exilierung gefunden hätte oder nicht. Und so spiegelt dieser Traum das komplementäre Problem der einzigen Möglichkeit einer Herstellung von philosophischer Differenz: nicht, indem ich selbige positiv behaupte, sondern indem ich zur Hälfte selber mache (etwa im Schema auf Seite 8) und bin, was ich der anderen Hälfte vorwerfe (z. B. die „Wunschdiagnosen“) (zur anderen Hälfte aber nicht!). Was zur vorgegebenen Schizophrenie der Schulideologie, ihrer doppelten philosophischen Hof- und Buchhaltung, im halben und/oder doppelten Identitäts- und Differenzverhältnis stehen mag?

Traum, Juni 2014

Mit L. und H. wartete ich in einem Seminarraum auf W., um die Streitigkeiten beizulegen. H. saß an meiner rechten Seite auf einem Tisch, L. uns gegenüber. H. meinte mit Unschuldsmiene, das wäre ja ein schöner Sturm gewesen, der da über uns alle hinweggefegt wäre. Mit großer Empörung über die Dreistigkeit, so zu tun, als wäre er das Opfer einer Naturgewalt (und die Naturgewalt selber), erwachte ich und dachte, genau das wäre die einzige Funktion einer eventuellen Aussprache: sich auf Kosten verdinglichter Abwesender weißzuwaschen.

Frage: Warum sitzt H. auf einem Tisch? Antwort: Von der Rücksicht auf Sichtlichkeit abgesehen (Topos der Augenhöhe)¹, wird so der Tisch besetzt, unbrauchbar gemacht. Seine Funktion als Ort des Schreibens ist blockiert. Mithin bedeutet mir der Traum in rein funktionaler Form, dass die Zeit des Schreibens noch nicht gekommen sei. Nicht, bevor diese minder kreative Gebrauchstravestie beendet und mein Gefühlshaushalt ausgeglichen ist. (Eigentlich nur: nicht bevor unmetaphorisch erwacht wurde.)

Frage: Warum die Sturmmetapher? Antwort: Fraglos zitiert der Sturm die (sommerlich jedenfalls) heiße Luft, gleichzeitig das Rauschen, das als unbestimmtes Geräusch so gleich eine schlaffreundliche Kontinuität (versus Einschnitt in Form des Knalls) vorgaukeln würde, und will so die aufziehende Empörung sinnen- wie denkmethaphorisch dämpfen, was heißt, dass der Traum womöglich auf einen entsprechenden Weckreiz in Form dieser Affektauslösung reagiert haben könnte.

Frage: Inwiefern kann der Traum auf die Idee kommen, *mir* bedeuten zu wollen, dass ich vorläufig noch nicht einen Nachlasskonkurs oder etwas Ähnliches schreiben soll? Antwort: Kann er auch nicht. Wenn es aber stimmt, dass der Traum einen bereits angelaufenen Vorgang als Affekt versteht, den er dämpfen kann, dann ergibt sich eine Vermittlung dieser auch nur nachträglich gelesenen Botschaft.

Frage: Wie sieht diese Vermittlung aus? Antwort: Als die Probe aufs Exempel, wie es mit meinen Affekten steht. Schreibend können die Affekte gedämpft (Philosophie) oder gesteigert werden (Symptom). Deshalb setzt der Traum experimentell und provokant die personifizierte Schrift auf den Tisch und erhält das ungewünschte Ergebnis.

Frage: Um welche Affekte genau handelt es sich? Antwort: Zunächst um eine abgewehrte Angst, reaktiv auf die Störung des Schlafs. Diese wird gedreht in das (ausbleibende) Gelächter des dreisten Unschuldswitzes. Der komische Aspekt dieser geträum-

¹ Eingestanden werden muss, dass in den Nacharbeiten zu den wirklichen Vorgängen jener Wochen unvermeidlicherweise das Thema Augenhöhe/Körpergröße dezidiert sich aufdrängte, was schulideologisch nicht weniger publizierbar wäre, wie etwa mein öffentlich attackiertes Bauchvolumen.

ten Karikatur eines Männleins, das da auf einem Tisch sitzt, die Beine baumeln lässt und sein Unschuldssprüchlein, „ich bin klein, mein Herz ist rein“, aufsagt, dämpft freilich nicht, sondern provoziert im Gezerre von Angst und Komik den Übersprungsaffect der aufweckenden Empörung.

Frage: Welche Funktion kommt L. hierbei zu? Antwort: Als das wohl genialste Setting, dass ein Traum von mir sich bescheren konnte, um zu dauern: ein Index großer Nöte also. Denn wer die empirischen drei Personen, die sich in diesem Traum versammeln, kennt, weiß sofort, dass mit solcher Zusammenkunft jeder traumwidrige Streit eigentlich verunmöglicht wäre.

Frage: Inwiefern wäre ein Streit verunmöglicht? Antwort: Insofern der Traum davon ausgehen kann, dass jegliche Provokation ausbleiben wird, weil der Provokateur realistischerweise zu befürchten hätte, dass der/die neutrale Dritte automatisch dem/der Attackierten beispringen würde.

Frage: Warum provoziert dann H.? Antwort: Eben deshalb, weil das Traumunbewusste die Blockade von Aggressivität als die von Affektivität falsch einschätzt – das sollte man durchaus für möglich halten dürfen –, vor allem aber, weil etwas geschehen muss, damit das in jedem Traum unerträgliche Warten (inhaltlich auf W., aber faktisch auf das Ende des Traums) nicht dezidiert weckendes Thema wird, und weil die Vorsichtsmaßnahme der Aufbietung einer dritten Person eben ein Gleichgewicht verheißt, das als Puffer die mindere Provokation abfedern sollte – von meinem Unbewussten selber fehleingeschätzt: mein „legendärer“ und „insolenter“ „Schmerbauchmoralismus“.

Frage: Und warum interveniert dann L. nicht, da ja provoziert wird? Antwort: Die Empörung des Träumers kommt L.s Intervention zuvor.

Frage: Warum das? Antwort: Warum der Träumer L. zuvorkommt, wenn nicht gar emotional enteignet, das wäre ein anderes Thema; auch ist die signifikante Ungeduld des Träumers hier eher auf die Abwehr des Wartens auf W. zu beziehen.

Frage: Was sagt nun dieser Abwehr-Traum über H. aus? Antwort: Er sagt nichts Spezielles aus, sondern deutet nur auf die Not der an sich schon verräterischen Unschuldsbehauptung hin, wie es später hieß: des „schier fremdlädierten Ursprünglichen“.

Frage: Ist der Traum in diesem Sinn prospektiv im Sinn einer Traumtheorie, wie sie von C. G. Jung vertreten wird? Antwort: Ja, aber nicht im Sinn der Theorie Jungs, sondern funktional vermittelt im Sinn der Theorie Herbert Silberers.

Frage: Wer ist W.? Antwort: Ein Knoten des Traums, Symbol des erwarteten Erwachens und, als dieses Symbol vermittelt, Gnosis des zuvor Erlebten. In kryptisch gebotener Kürze: Die Art und Weise, wie H. seine Differenzen mit W. vereinsöffentlich auszutragen versuchte, als kollektive Aburteilung, spricht unbewusst Bände, deren Gehalt dem Traum von Beilegung jeden Boden entzog. Deshalb war W. nicht und unerkannt doch anwesend: als Ende des Traums und als Auftrag zur Aufzeichnung.

Omen triste (1996): Kann es eine gute Zukunft geben?
Ein prophetisches Parergon (2016)

(Traum, November 1996.) Ein weiter Hof. Am Portal, in einem Wagenschuppen sitzen drei Götter (der griechischen Antike), darunter, links: Apoll. Einige Gestalten verlassen den Hof. Ich gehe rechts hinter dem Schuppen in einen zweiten Hinterhof. Dort sitzen zwei Frauen: eine alte und eine junge. Sie gehen auseinander und geben mir so den Weg frei zu einem alten, bärtigen Gott. Er sagt zu der jungen Frau, dass sie schwanger ist. Ich laufe zurück zum Portal und erzähle dies dem jungen Gott. Da er der Vater ist, strahlt er mich an.

Ich gehe zurück zu dem Alten. Der erzählt nun betrübt, dass das ungeborene Kind schwach und völlig kraftlos sein wird. Die beiden Frauen ziehen sich traurig zurück. Wir sind besorgt, wie der Vater auf diese Nachricht reagieren wird. Der Alte, selbst nun schwanger mit diesem Kind, sagt, dass es zwar schwach und unfähig zur Bewegung, dafür aber ein großer Seher werden wird. Und dass es unter seinem göttlichen Schutz steht, den er vom Himmel aus gewähren wird. Wer auch immer diesem wehrlosen Seher ein Leid zufügen wird, wird vom Himmel selbst bestraft. Beruhigt, dass dieses Kind beschützt und eine gute Zukunft haben wird, wache ich auf.

Eng und allzu anti-tendenziös wurde der Traum 2003 am Witz seiner Gnosis vorbei gedeutet. Beispielsweise wurde der weite Hof von mir nicht als philosophische Hofhaltung der ‚Schule‘ aufgeschlossen. So konzentrierte sich meine erste Deutung ganz auf das funktionale Moment der Sicht auf einen leeren Platz als Indiz eines Über- wie Untermaßes an Sichtlichkeit, was die anfänglich bereits geschehene Fluchtbewegung belegt: „Einige Gestalten verlassen den Hof“, so ist sichergestellt, dass der Hof als solcher auch gesehen werden kann. Auch warum der Traum dann weitergeht, wie er weitergeht, kann funktional erklärt werden, als die Flucht vor dem leeren Platz in einen gefüllten kleineren. Doch schließt die funktionale Deutung ihre anagogische Erweiterung der Identifizierung des anstehenden Erwachens mit der philosophischen ‚Schule‘, der ich mich damals weiter annähern wollte, ja nicht aus. So die zwei Plätze als differente Repräsentationsorte des (das Erwachen vorbereitenden gleich aufschiebenden) *esoterischen* Hinterhofs und des (sogleich das Wachsein behauptenden) *exoterischen* großen Hofes. Die Differenz von Esoterik – Hinterhof-/hinterrücks-Einweihungen – und Exoterik bestimmt die Funktion der Bretterbude (die zunächst wohl nur den Anfang meines aktiveren Engagements repräsentieren wollte) als Anlockungsinstanz von Publikum, das sich sofort spaltet in die Masse der Flüchtenden und die Wenigen, die, wie hier der Träumer, kompensatorisch (und ein wenig dünnhäutig) weitergehen in den Innenhof.

Was haben nun die Götter im Schuppen von ihrer Funktion? Sie verlieren sofort ihre Klienten an den Hinterhof und fungieren zugleich als (doppelsinnig gemeinte) Vertreter des exoterischen Ruhmes der ‚Schule‘, sollen sowohl der Reklame wie auch der Abdeckung des Hinterhofs durch die eigene dürftige Ausstattung des Schuppens dienen: als vorrätig gehaltene Sündenböcke. Was abgedeckt werden muss? Die angebliche Göttlichkeit des Hinterhofs, die Allwissenheitsprätention des alten Gottes, dessen finale Selbstüberhöhung, „vom Himmel aus“, die Armutsgestalt seines Kindes, auf dessen Kosten, diese allererst prophetisch repräsentierend gleich generierend, verdreht aneignet: als ‚vulgäreleatisches‘ unbewegtes Sein des finalen Erwachenskurzschlusses. Wobei das ungeborene Kind und die Götter im Wagenschuppen als *somatisches Phänomen* den Schlafkörper, ungeboren/halb gehüllt sowie schwach/festgesetzt, abdecken und – unter Ausnutzung der, von der mysteriös übertragungsfähigen Intrauterinität des Kindes und der prognostizierten Protektionsbedürftigkeit gewährleisteten *materialen* Identifizierbarkeit des Sehers als die Philosophie des Gründers – *funktional* das Träumen (‚Schul‘-Doxa: übergängig zum Erwachen) symbolisieren.

Der freien Erinnerung nach saß der alte Gott auf Treppenstufen vor einem tempelartigen Gebäude, selbst zur Bewegung unfähig, was als die doppelte Hofhaltung den besagten Vorwurf der ‚Vertreibung‘ prophetisch erfasst: die final beklagte angebliche Dauerblockierung durch „sachfremde Hierarchien“. Die Schuld an der gegenseitigen Blockierung der beiden Höfe verdichtet sich in der Opferfigur des Sehers als die Frage der Schuld seiner Behinderung. Allerdings ist diese Schuld die der traum- und geistvorgängigen Opferung des Ursprungs aller Schuldigkeiten: der Indifferenz – geopfert, insofern der/die/das Entsprungene konstitutiv der Verschlossenheit dieser amemorialen Un-Verhältnisse der Genesis bedürftig ist. Der Ursprung des Traums liegt im Tiefschlaf. Einerseits. Dieses sozusagen die Position der Muttersphäre, zyklische Wiederholung einer inneren Nachstellung des embryonalen Zustands. Andererseits ist Traum die Mischung des abgespaltenen Schlafzustands mit den memorial zurück- und vorgehenden psychischen Arbeitsresten. Diese Reste werden in der Elternmetaphorik ausgedrückt als Vaterschaft, um die in diesem Traum verdeckt gestritten wird. Dass die Eltern des Sehers, Apollon und die junge Frau, nicht die wirklichen Eltern sind, sondern geträumte, stellt der Traum dar als die Anwesenheit der offenbaren Großeltern und sodann als die völlige Enteignung jeglicher Vaterschaft durch die nämliche Enteignung der Mutterschaft durch den alten Gott. Es sind diese unwirklichen Verhältnisse der Elternschaft, welche die körperliche Behinderung des Sehers inzestuös¹ (kausalitätssymbolisch und nicht real) verschulden. Und diese Konvergenz von funktionaler und materialer Struktur macht die melancholisch gestimmte Hellseherei des Traums aus. In Bezug auf die mehrfach geträumte Mutterschaft, generationsdifferenziell als alte Frau, geschlechtsdifferenziell als schwangere junge Frau, lebens-todes-

¹ Selbstverständlich ist (auf der Folie der psychoanalytischen Lehre und Terminologie) dieses Wort hier als Metapher gemeint: als Inzest des Gedächtnisses mit sich, was inbegrifflich Träumen ist. Die Wortwahl verweist auf das Begehren der Selbstgründung, die dem Inzesttabu zu Grunde liegt.

differenziell als der schwangere Gott, handelt es sich um ein verfehltes Tauschgeschäft (funktional von Schlafen und Wachen) – Autorisation des Gottes durch Weiblichkeit im Tausch mit einer Repräsentationsteilnahme der Frauen, dargestellt als Schwangerschaft, verfehlt als Schwäche des Kindes. Was aber haben die Frauen von ihrer Schulzugehörigkeit? Der Traum behauptet: Das, was die Adeptengötter im Wagenschuppen davon haben: nichts respektive die Enteignung ihrer Reproduktion und die prophetische Behauptung der Schwäche des Kindes als ihre indirekte Beschuldigung.

Im Wissen um die Schwangerschaft maßt sich der alte Gott den Zugriff auf den Körper der jungen Frau an. Woher weiß der Gott, was er weiß, wenn er nicht selber der Vater ist? Worauf das ödipale Schüler-Unbewusste in diesem Traum, der das Begehren von Schülerschaft, den Gründer – wie vom realen später reklamiert: – „mit Haut und Haaren“ zu verspeisen, ausbeutet, kriegsdifferierend die Vaterschaft auf den Dritten verschiebt, damit aber den ödipalen Konflikt diesem Dritten aufhalst. Statt den Lehrer, Vater, Gott, hier und jetzt zu enteignen, zu töten, zu entgöttern, wird der Konflikt – zwar als Aggression des Vaters gegen den Dritten, aber ödipal und zugleich wie autonom exekutiert (Funktionsprinzip nicht nur dieser Schule) – auf die Repräsentations- und Organisationsinstanz der Bretterbude verschoben. Von dieser herrscht im Unbewussten des Traums des als halb intrigant, halb naiv geträumten Träumers die Vorstellung, sie sei die eigentliche Produktionsinstanz der Schulideologie: der wahre Vater dieses Kindes. Es, das Unbewusste der Schulidologie, soll aber nur einen Vater haben. Deshalb ist der einzige Kandidat für eine sekundäre Mitvaterschaft festzusetzen und das Kind vom Vatergott in sich selbst zurückzunehmen, zu verschlingen (Kronos, der seine Kinder verschlingt, hier symbolisiert als Schwangerschaft des Gottes), so dass der Vatergott in die göttliche Entzugsposition der Mutter mutiert – pseudoavunkular auftrumpfende Preisgabe der selbstgenichteten gleich zur Einen gemachten Vaterschaft. Zugleich desavouiert der avunkularmaternale Nicht-Vater sein Kind, pränataldiagnostisch und mit der Verkündigung seiner allbeschämenden himmlischen Protektion. Ohne die passageren Kompensationen der Seherschaft und des Vaterglücks des Sohnes in der Bretterbude verleugnen zu wollen, seien somit aus dem traurigen Omen, unter gnädiger Nichtausnutzung der Gelegenheit, die Bilder jener rezent publizierten homophoben Altherrenphantasie als missglückte, projektiv verdrehte Kopie dieses Traums zu dekuvirieren, als Motive markiert:

- die Attraktion von Schülerinnen und Schülern durch, begehrensadäquat formuliert, Verheißung intellektueller Inzestuosität (Selbstgründung der Adepten auf der immerhin ja bereiteten Bühne);
- die Verweigerung des Verheißenen durch Einbehaltung der Inzestuosität (Substitution des Generationsinzests durch die scheinbare Autochthonie des ‚Vaters‘, welche jedoch von den verschlungenen dienstbaren ‚Kindern‘ genährt wird);

- die Außenprojektion dieser, als Reklamation des Ursprungspostens der ‚Mutter‘ verleugneten Autochthonie auf den Dritten als geträumte Befürchtung seiner pathologischen Reaktionen;
- die Exekution der Außenprojektion indes durch die – zur Wahrung der vorenthaltenen Teilhabe – dazu verführten neuen Adepten (hier: durch den Träumer);
- die Verkennung dieser in Auftrag gegebenen projektiven Übertragung als Symptom des beschuldigten Dritten, beschuldigt zudem als schwacher Seher (Behinderung als Inzest-Symbol), womit der Zirkel der unerkannten Selbstbeschuldung sich schließt:
- Abdeckung der Verkennung als ausgeweitete Generalpathologisierung und diese als zirkulär pseudomobilisierte Versteinerung der ‚Schulideologie‘, die so, zwischen den je abgestoßenen Polen einer radikalen Selbstanwendung und einer relativierenden Differenzierung unfrei schwebend, sich selbst blockiert.

Doch das beruhigte Erwachen, die himmlische Protektion? Handelt es sich bloß um die Verdichtung der Attraktion, meiner aneignungsmotivierten naiven Dienstbarkeit, die ich als Lehrgeld zu verbuchen habe? Ja, vor allem aber Nein, denn mit solcher Klage verkäme die Deutung zur subjektivistischen Nebelkerze, wie dort studierbar, wo das Begehren des Denkens als „Noxe“ und „Verspeisung“ der Theorie „mitsamt ihrem Gründer“ beschuldigt wird, als gälte für diesen seine Begehrensprojektion nicht. („Vom Himmel hoch, da komm ich her ...“) Die Erwägung, der kraftlose Seher sei die Schulideologie selbst und zwar im weiten Umfang ihrer therapeutischen Ansprüche, ist hingegen, in Abstraktion von ihrem Begründer, ernst zu nehmen. Gerade die Übernahme der Schwangerschaft belegt, dass die empirischen Personen austauschbar sind. Jeder, der die Schulideologie sich aneignet und sich mit diesem Traum beschäftigt, könnte sich selbst in jeder Figur des Traums entdecken, auch in der des alten Gottes. Schulideologisch gälte es also, die Verschiebung der Schwangerschaft und die Gesamtkonstellation des Traums im Modus eines Symptoms, das die besagte Schulideologie als mythische Erzählung ihrer Genesis avisiert, zu bedenken: als Genealogie und Selbstanwendung der Theorie, ihrer Praxis und vor allem: ihrer Lehre.